



1887-08-19

Eine unblutige Eroberungsfahrt an der ostafrikanischen Küste

Frieda Freiin von Bülow

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

BYU ScholarsArchive Citation

Bülow, Frieda Freiin von, "Eine unblutige Eroberungsfahrt an der ostafrikanischen Küste" (1887). *Essays*. 1519.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/1519

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

wie ich nur seinen Säbel, sein Pferd und seinen alten Namen hat, der muß behutsam sein."

Es trat eine kleine Pause ein. „Was that denn die Komtesse hier in der Stadt? Ich habe sie gar nicht zu sehen bekommen," sagte Friedrich plötzlich, indem er seine Bitte, von der Komtesse zu schweigen, offenbar vergessen hatte.

„Nun, sie hatte einige Besorgungen zu machen, mein guter alter Schott, und du mußt ihr verzeihen, daß sie dich nicht benachrichtigte. Ich brachte die Rede auf dich, sagte, wie sehr du bedauern würdest und so weiter, und da lag, hol' mich der... eine Art von Ton in ihrer Stimme und ein Glanz in ihren Augen, als sie deinen Namen hörte, daß ich sogleich meinen inneren Menschen am Ohre packte und ihm sagte: Busstedt, alter Sünder, wenn dir einmal so etwas widerföhre!"

Friedrich ward von dieser Darstellung lebhaft betroffen. Er lächelte selbstzufrieden, stieß den Rest seiner Zigarette in den Aschenbecher, stand auf und schritt im Zimmer umher. „Siehst du, Busf," sagte er, „manchmal hoffe ich auch, aber dann kommen mir wieder Zweifel, und ich möchte die ganze Geschichte zum Teufel schicken und mich selber auch. Du kannst ja die Verhältnisse beurteilen. Sag selber..."

„Entschuldige, daß ich dich unterbreche, alter Junge," unterbrach Busstedt, der seine Uhr gezogen hatte, „aber denkst du denn gar nicht daran, daß es hohe Zeit ist, oben zu erscheinen? Wir verräuchern uns hier und kommen nachher wie die Tabakstüffel zu den Damen. Zieh dein Kleid an und komm mit."

„Ach, wir kommen immer noch früh genug," entgegnete Friedrich. „Mache dir nur keine Illusionen über den Zauber. Wir hängt das ganze Fest mit seinen Reden und Begeisterungen schon lange zum Halbe heraus."

Busstedt war nicht einseitig genug, diese Worte buchstäblich zu nehmen. Er kannte die Gedanken seines Freundes ebenso genau wie er dessen Reden hörte, und durchschaute die Affektation des Erben. Friedrich fühlte sich als Buchhändlerssohn und zukünftiger Buchhändler leidet etwas befangen gegenüber den Kameraden und wollte es nicht Wort haben, daß er im Grunde doch zu einem erwerbenden Stande gehörte. Aber wenn er auch gern spöttlich vom Buchhandel sprach, war er doch heimlich auf das Ansehen seines Hauses stolz. Busstedt lenkte ihn an dieser seiner Schwäche so leicht, wie er sein Pferd am Zügel führte. Es hatte zwar den Anschein, als ob Friedrich seinen Freund mit seinen Launen lenke und als ob dieser gefällig nachgebe, in Wahrheit aber war es anders.

„Ich begreife dich nicht," sagte er kopfschüttelnd. „Du bist doch ein ganz verdrehter Auel. Was anderer Leute höchster Stolz und höchste Freude sein würde, das wirfst du weg wie einen alten Handschuh. Wo ist denn ein Haus zu finden wie das, dessen Chef du einmal sein wirst? Ein altes, vornehmes Haus, das sein halbhundertjähriges Jubiläum feiert. Ein ganz toller und verrückter Kerl bist du, Schott!"

Friedrich lachte. „Du siehst das so an, weil du es nicht kennst," sagte er. „Gehst du der Sache auf den Grund, so findest du, daß der Buchhandel ein Geschäft ist wie jedes andere auch. Ob du mit Käse handelst oder mit Büchern, ist schließlich einerlei, nur daß der Käse etwas stärker riecht. Und wenn die Leute ein fünfzigjähriges Jubiläum feiern, so feiern sie fünfzig Jahre Schlaumeierei, womit sie dem Publikum das Geld aus der Tasche gelockt haben."

„Aber ein schönes Stück Geld hast ihr herausgelockt. Alle Wetter, das hätten ihr mit Käse nicht verdient. Ich begreife nicht, wie du nur eine Silbe über Schulden verlieren magst. Du brauchst doch nur ins Kontor zu deinem Vater zu gehen und ihm zu sagen: Lieber Papa, die Juden wollen zwanzigtausend Mark, oder vierzigtausend Mark, oder achtzigtausend Mark — so legt er dir das Geld auf den Tisch und sagt: Ich freue mich, mein lieber Friedrich, daß du so bescheiden bist."

Busstedt betrachtete, indem er so sprach, Friedrich mit

dem lauernden Blicke seiner phosphoreszierenden Augen und erforschte den Ausdruck im Gesichte des jungen Mannes mit ganz besonderem Interesse. Friedrich fand nicht, daß Busstedt die Verhältnisse richtig geschildert habe. Er würde nicht besorgt gewesen sein, wie er es in Wirklichkeit war, dem Vater seine Schulden einzugestehen, wenn er sich deren Erledigung so leicht vorgestellt hätte. Aber der Gedanke, daß Busstedt das Schottmüllersche Vermögen für unermesslich groß halte, schmeichelte seiner Eitelkeit. „Du scheinst von der Natur der Väter sehr günstige Vorstellungen zu haben," entgegnete er. „Ich versichere dir, daß ein Vater, der Geschäftsmann ist, genauer rechnet als du denkst und als mir lieb ist."

„Du willst doch nicht etwa behaupten, daß dein Vater Schwierigkeiten machen würde, wenn du, beladen mit dem ganzen Bündel deiner Rechnungen und Wechsel, vor ihn trätest? Laß sehen, was beträgt denn der ganze Schwamm? Gib mir fünfundsiebzigtausend Mark und ich übernehme die Verpflichtung, dich rein und glatt wie einen frischgewaschenen Säugling hinzustellen."

„Laß sie dir von meinem Vater geben und erledige die Sache," erwiderte Friedrich seufzend. „Ich würde dir sehr dankbar sein. Ich muß dir gestehen, daß ich gar keine Lust verspüre, dem Alten zu beistehen."

„Das ist deine kolossale Bescheidenheit, Schott. Dein Vater würde gewiß keine Miene verziehen. Oder meinst du, daß es einem Manne wie dem Geheimen Kommerzienrat Friedrich Schottmüller Verlegenheiten bereiten könnte, fünfundsiebzigtausend Mark auf die Beine zu bringen?" Busstedt richtete seinen forschenden Blick beharrlich auf des Freundes Miene.

„Nun, Verlegenheiten wohl gerade nicht," antwortete Friedrich zögernd, „aber ich bilde mir doch auch nicht ein, daß er sich darüber freuen wird, wenn ich beiste. Ich will wenigstens bis nach dem Feste damit warten, obwohl der infame Hund, der Silberstein, heute schon sehr unangenehm wurde."

Busstedt ergriff ein Fläschchen mit Eau de Cologne und besprengte mittels des daran angebrachten Verstäubungsapparates das Futter seiner Uniformschöße. Dann trat er vor den Spiegel, gab seinem Schnurrbart noch eine kunstgerechte Drehung und begann seine Handschuhe anzuziehen. Aus dem Spiegel blühte ihm das männliche, gebräunte, kühn geschnittene Antlitz siegesgewiß entgegen. Er hatte seinen Plan und heute gedachte er einen entscheidenden Schritt vorwärts zu thun.

(Fortsetzung folgt.)

Eine unblutige Eroberungsfahrt an der ostafrikanischen Küste.

Briefe von Frieda Frein von Wilow.

Lindi, den 19. August 1887.

Auf Bord der Barawa.

Während meines Aufenthaltes in Sansibar wurde ich von dem Herrn Präsidenten Dr. Peters aufgefordert, vor meiner Überfiedelung nach Dar-es-Salaam an seiner Fahrt die Küste hinunter teilzunehmen, um Lage und Wohnungsverhältnisse der Vertragshäfen in Hinblick auf den Stationsplan des deutsch-nationalen Frauenbundes aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Am Sonnabend morgen, den 6. August, sollte der Dampfer Barawa, den Se. Hoheit der Sultan Herr Dr. Peters in zuvorkommendster Weise zur Verfügung gestellt hatte, Sansibar verlassen. Rasch kauften wir nun in den originellen Magazinen der Stadt, was wir für die Einrichtung unserer Station in Dar-es-Salaam am notwendigsten brauchen, zusammen und packten ein. Daneben wurden in Hast und Eile einige Abschiedsbesuche gemacht, denn die Europäer in Sansibar hatten uns mit Freundlichkeit geradezu überschüttet. Der französische Vizekonsul, Mr. Piat, schenkte mir zum Abschiede für unsere Kranken zwölf Flaschen von schwerem algerischen Wein, den die „weißen Väter" in Algier gefestert haben. Am Freitag abend dinierten mehrere Herren der

Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft und der Plantagen-gesellschaft mit uns im Hotel d'Afrique Centrale, unserm Quartier, eifrig wurden auch von den nicht deutschen Tischgenossen die Gläser auf glückliche Reise und erfolgkrönendes Wirken der deutschen Damen geleert. Nachdem unser ansehnliches Gepäck inklusive Affe, Maki und junger Hund auf die Barawa befördert worden, wanderten wir beim Schein der Sterne in Begleitung der Herren Baron Grevenreuth und Schröder nach der alten Landungstreppe am Sultanspalast und ruderten nach dem Schiffe.

Hier fanden wir den goanesischen Haus- und Küchenmeister Sr. Hoheit, Herrn Pira Datwjee (Dautsch), der seit unserer Fahrt nach Dar-es-Salaam ein begeisterter Verehrer des Herrn Dr. Peters ist, mit dem ganzen Küstzeug an Proviant, Silber, Porzellan und Goa-Kellnern unserer harrend. Außer unserer Gesellschaft war der Statthalter von Kiloa mit drei Frauen und zwei Sklavinnen an Bord.

Nach etwa sechsunddreißigstündiger Fahrt, während welcher der weibliche Teil der Passagiere, Deutsche, Araberin und Suahelidamen unterschiedlos an heftiger Seekrankheit festlagen, fuhr die Barawa in den Hafen von Kiloa-Kiswindje ein. Der Wali, ein auffallend großer Mann mit schönen Zügen und langem braunen Bart, der in zwei Zipfeln ihm bis auf den Gürtel herabhängt, hatte während dieser Fahrt nicht nur sehr eifrig für seine in die uns benachbarte Kabine gepferchten Frauen gesorgt, sondern er bot auch mir und meiner Gefährtin, sobald wir uns sehen ließen, Orangen und Konfekt an und erkundigte sich ein über das andere Mal nach meinem Befinden. Auch die Araberin rief uns „jambu bibi, jambu!“ zu und wagte sogar einen Moment in der Thüre zu erscheinen, um mich zu begrüßen. Dafür erstattete meine Gefährtin Bertha den Damen in ihrer Kabine einen Besuch. In Kiloa hatte der Wali das Ziel seiner Reise erreicht und fuhr mit unsern Herren, die er im Namen des Sultans als die neuen Oberherren einzuführen hatte, ans Land. In feierlicher Prozession begab man sich nach dem Regierungsgebäude, der Wali an der Spitze des Zuges zwischen Herrn Dr. Peters und Baron von St. Paul-Platz, hinter diesen Herr Flemming und Herr Dr. Kling. Herr von St. Paul hat die zwei Jahre seines Hierseins ausgenutzt, um die Suahelisprache gründlich zu studieren. Er gehört zu den wenigen Europäern, die dieses weich klingende und an Formen reiche Idiom nicht nur verständlich, sondern auch grammatikalisch richtig sprechen, ein „klassisches Suaheli“, wie Herr Dr. Peters sich ausdrückt. Baron St. Paul macht in musterhafter Weise den Dolmetscher bis auf die Fälle, wo zum äußersten Erstaunen der Bevölkerung Herr Flemming für ihn eintritt. Bana Flemming hat sich zwanzig Jahre lang in Indien mit Baumwollkultur beschäftigt und ist infolgedessen des Hindostanischen mächtig. Da nun an dieser Küste der Handel in Händen der Indier und Banjanen ist, so kann es sich unter Umständen als sehr günstig erweisen, deren Sprache zu kennen. Während die Bewohner von Kiloa ihrem Statthalter und den neuen Herren lärmende Huldigungen darbrachten, wurden hier in umständlicher Weise die Damen des Wali samt ihren geschmückten Sklavinnen auf eine Dau geladen und an das Land gerudert. Den besten Platz erhielt natürlich die Araberin, die mit ihrer perlmutter-eingelegten Maske in den feinen schwarzen Schleier gehüllt zart und anmutig ansah. Sie nickte mir im Fortfahren immer noch freundlich zu. Sehr verschieden von ihr waren die beiden reichgekleideten aber unmaskierten Suahelidamen. Den schwarzen Schönen geht es wie unsern Landmädchen: sie sehen gut aus in ihrem Nationalkostüm, bestehend aus einem oft sehr malerisch drapierten bunten Tuche, das, unter den Schultern befestigt, den Körper eng umschließt und bis auf die Knöchel herabfällt; sind sie dagegen europäisch gekleidet oder wie diese Frauen des Wali von Kiloa in arabischem Putze, so gewähren sie einen lächerlichen Anblick.

Da Wind und Strömung den Weg ans Land und zurück zu einem verhältnismäßig langwierigen machten, verzichtete ich auf Rat des vortrefflichen Kapitäns darauf, die Barawa

zu verlassen. Der Kapitän, Herr Elson mit Namen, ist ein guter Deutscher, ebenso sein erster Ingenieur, Herr Ungemach.

Am Morgen des 10. August dampften wir weiter und fuhren gegen Mittag in die reizende Bucht von Kiloa-Kiswani. Baron St. Paul, Dr. Kling und ich versuchten vom Schiffe aus die Küste, deren walidige Ufer sich rechts und links wie Kullissen voreinander schoben, zu skizzieren; aber da der Wind unser Schiff an der Ankerkette in fortwährender Drehung erhielt, unser Modell sich also beständig verschob, wollte das Zeichnen nicht recht gelingen. Daß der Mitwelt dadurch ein bedeutender Verlust geworden, glaube ich nicht, unbeschadet der Achtung, die ich vor den Talenten meiner verehrten Reisegefährten habe; denn unmöglich kann die beste Bleistiftzeichnung eine Landschaft wiedergeben, deren Zauber fast ausschließlich in Farbe und Licht besteht. Das Meer im Vordergrund, kleine Inselchen mit blendend grünem Mangrovedickicht, walidige Landzungen, ferne Berge und darüber der leuchtende Himmel, alles blau in blau harmonisch abgestimmt, in der Ferne in Duft verschwimmend, vor uns blühend und blendend im Sonnenglanze und der beständigen Bewegung des ruhelosen Wassers, das war ein ebenso eigenartiges wie reizendes Landschaftsbild.

Während Herr Dr. Peters und Herr Flemming einen Rundgang zur Untersuchung des Erdreichs in Hinsicht auf dessen Brauchbarkeit zu Tabaks- und Baumwollpflanzungen machten, fuhren wir anderen ans Land, um uns den Ort und seine Leute anzusehen. Wir landeten an einer halb zerfallenen Burgfeste aus der Portugiesenzeit, die mit ihren Thürmen und Thoren ganz mittelalterlich auf dem Fels am Meere steht. Während wir die schöne Ruine von allen Seiten betrachteten, photographierten und skizzierten, versammelten sich die Dorfbevölkerung um uns, und ich fand mich auf einmal umringt von den Mädchen des Ortes. Ich hatte eine gelbe Blume abgepflückt; die jungen Mädchen bedeuteten mir aber durch Worte und Gebärden, die Blume sei gar nichts wert, sie habe keinen Wohlgeruch, ich möchte sie nur fortwerfen. Sie brachten mir dafür kleine süß duftende Jasminblüten.

Während wir uns so unterhielten, kamen um die nächste Biegung eines geschlängelten Seitenpfades Dr. Peters und Bana Flemming, gefolgt von schwarzen Jünglingen und Knaben, die in Körben und auf den Köpfen Proben des Erdreichs und der Gesteinarten trugen. Wir begrüßten uns lachend, standen Herrn von St. Paul rasch zu einer Photographie und trennten uns wieder nach verschiedenen Richtungen hin. Herr von St. Paul, Kapitän Elson, Dr. Kling, Herr Ungemach, meine Gefährtin und ich setzten unsere Wanderung durch das Dorf fort, bei welcher uns die gesamten schwarzen Jungfrauen und eine Menge Knaben und kleiner Mädchen das Geleite gaben. Ein junges Mädchen schloß sich vom ersten Augenblicke an besonders an mich angeschlossen und wich mir nicht von der Seite. Sie nannte sich Mawua. Wir sahen wilde Baumwollstauden und Bananen, vor allem aber freute uns der Viehreichthum. Auf einer schlammbedeckten Niederung am Meere, die zur Regenzeit jedenfalls unter Wasser steht, weidete eine große Rinderherde; auf den Ruinen kletterten Ziegen wie die Gamsen und zwischen den bambusumzäunten Gehöften des Dorfes trieben Büffelkälber und Schafe ihr Wesen, des Federviehes nicht zu vergessen.

Erfüllt von freundlichen Eindrücken kehrten wir nach Sonnenuntergang auf unsere Barawa zurück, wohin auch bald die Herren Dr. Peters und Flemming gerudert kamen. Sie hatten „rote Erde mit Humus vermischt auf Kalkboden lagernd“ vorgefunden, der Mtama und Baumwolle trug, also für Plantagenzwecke geeignet befunden worden war.

Am folgenden Morgen segelten Dr. Peters und Bana Flemming in die kanalartigen Arme eines in den Hafen mündenden Flusses, um nach Norden hin das Bergland zu besichtigen. Herr Flemming, ein großer Nimrod, hoffte dabei einige Kibolos (Milchperde) zu erlegen.

Wir vergnügten uns unterdessen wie gestern. Schon am Strande begrüßte uns die Schar der jungen Mädchen und

Frauen. Mawua entfernte sich und kam zurück mit einem Kranz von an einen Faden aufgereihten Jasminblüten, den sie mir mit reizendem Lächeln überreichte. Auch heute wich mir das Mädchen, das etwas Selbstbewußtes, im Verkehr mit den Männern geradezu Stolz an sich hatte, nicht von der Seite. Sie war weder lärmend noch zudringlich, bewachte aber aufmerksam meine Bewegungen und gab sich rührende Mühe, meine Suahelibröden zu verstehen. Bei den Früchten, die wir pflückten, sagte sie, ob dieselben gut zu essen seien oder nicht, und trug selbst in der hohlen Hand kleine herbe Äpfel neben mir her, die ich mir, wenn es mir behagte, langte und mit Appetit verzehrte. In dem grünüberwucherten Burghofe einer portugiesischen Schloßruine lagerten wir uns um den Rand einer Zisterne. Baron St. Pauls Diener Mbaruku, dessen stolze Livree in einem zerrissenen karierten Überzieher seines Herrn besteht, hatte Mundvorräte mitgebracht, und wir ließen es uns herrlich schmecken. Die Schwarzen, die uns in großem Haufen umstanden und stillvergügt zusahen, erhielten die leeren Bierflaschen zum Geschenk. Meiner Freundin versprach ich aber ein „*sawadi-njiri*“ (schönes Geschenk), und brachte ihr nachmittags einen Berliner Fächer mit, der eine komplizierte Mechanik zum Zusammenklappen und lange rosa Atlaschleifen hatte. Die schwarze Dame nahm diesen in Mlwa noch nie gesehenen Gegenstand nach Art ihres Volkes mit feierlichem Ernste entgegen und blieb den ganzen Nachmittag in ernst gehobener Stimmung. Auch meine junge Gefährtin hatte sich mit den schwarzen Mädchen befreundet. Während ich umgeben von andächtigen Zuschauern in der alten Moschee zeichnete, ging Bertha mit der Schwester meiner Mawua nach der Lagune und ließ dort eine der weitenden Büffelkühe melken. Dann brachte sie mir triumphierend die frische, fette Milch in einer Porzellan-Schale, und das war ein Genuß! Lange hatte mir kein Trunk gemundet wie dieser. Als wir bei Sonnenuntergang das Boot wieder bestiegen, fragte ich Mawua, ob sie mit uns kommen wolle. Sie meinte jedoch, das würde ihre Mutter nicht leiden, die würde sie schlagen. Ich tagierte das Mädchen, beiläufig gesagt, auf sechzehn bis achtzehn Jahre.

Wir ruderten nach dem Schiffe zurück. Es dunkelte bereits, und die Sterne flammten auf, aber das Segel unserer Ribbojäger war noch nicht zu erspähen. Statt wie sonst um sieben Uhr zu dinieren, setzten wir uns in den kleinen Schiffsalon, und einer unserer Schwarzen mußte vor uns auf dem Fußboden hockend den mitgenommenen Leierlasten drehen. Es wurde darüber acht und halb neun. Wir mußten in Rücksicht auf unsere hungrigen Mägen das Warten aufgeben und begaben uns endlich nicht ohne ernste Besorgnis für unsere Segler zur Ruhe. Gegen zwei Uhr nachts jedoch wurden wir geweckt durch die kräftige Kommandostimme des Herrn Dr. Peters, der den verschlafenen Goanesen Anordnungen in betreff eines Nachtmahles erteilte. Sehr beruhigt versammelten wir uns noch einmal im Wohnzimmer und nahmen den Bericht der Felder entgegen. Dr. Peters hatte zwölf Stunden lang ununterbrochen das Steuer in der Hand gehabt. Das Kreuzen mit ungünstigem Winde in den von Mangrovesümpfen eingefassten Flußkanälen sei äußerst beschwerlich gewesen. Beiden Herren ist indessen trotz der durchgemachten Strapazen der Ausflug vortrefflich bekommen, obwohl mein Rat, vorsichtshalber etwas Chinin zu nehmen, nicht befolgt worden war.

Am frühen Morgen dampften wir weiter und landeten mittags in Kiswera, welche schöne Bucht von mehreren Dörfern umgeben ist. Auch hier untersuchten unsere Herren die Bodenverhältnisse nach mehreren Richtungen hin. Auch wir begaben uns in Begleitung unseres wackeren Herrn Ungemach an das Ufer und kletterten durch wilden Waldbestand und Steppenras den Hügel hinan, der sich am Meeresstrande ziemlich steil erhebt. Obwohl wir durch Gras von mehr als doppelter Mannshöhe schritten und aus der Umklammerung von Dornen und Lianen uns oft genug mühsam befreiten, kam mir weder eine Schlange, noch sonst ein tropisches Ungeziefer in den Weg. Wir erfreuten uns an dem Gurren wilder Tauben und

dem Zirpen der Heimchen, Laute, die uns an die Wälder der Heimat erinnerten. Um uns her wucherten die baumhohen Ähren der Negershirse, dazwischen Baumwollstäuden, die sandelbaberähnlichen Pekteneebäume, Rizinus mit seinen eleganten Blättern, feingefiederte Akazien, Gummibäume und dicke Moegruppen. Hier und da starrte uns auch der elefantenähnliche Koloss eines tausendjährigen Baobabs entgegen. Die Sonne war indessen hoch gestiegen, und die Hitze machte sich fühlbar. Dafür trugen die Diener das kühlende Bier, sowie Brot, Büchsenbutter und Mettwurst hinter uns her. Bei den nächsten Hütten machten wir Halt. Der Herr der kleinen Niederlassung, ein Araber, ließ uns sofort eine Kitanda herbeitragen und seine beste Matte darüber ausbreiten. So setzten wir uns in den Schatten seines Vordaches und genossen des köstlichen Frühmahles. Unter dem Vordache des Frauenhauses standen die schwarzen Gemahlstinnen mit den Kleinen auf den Armen. Uns gegenüber in nächster Nähe hatte der Herr nebst seinem Freunde, einem Kleiderkünstler, Platz genommen und hinter diesen stand das Gesinde. Alle sahen uns schweigend zu, während wir Betrachtungen darüber anstellten, daß der verwöhnte Großstädter nur nach Ostafrika zu reisen brauche, um einen Trunk Bier, eingesalzene Butter und trockene Mettwurst wieder gebührend zu würdigen. Dabei radebrechten wir mit den Gastfreunden Suaheli. Der erwähnte Kleiderkünstler bestaunte eine rot- und weißkarierte Jacke mit kunstreichen Stichen, Bezenstick, Fischgräten zc. bei uns genannt. Wir ließen uns die Arbeit zeigen, und der Ehrenmann bekam einen heftigen Schreck, als ich mich vermaß, daran weiter zu flicken, beruhigte sich indessen, als er zu seinem Erstaunen bemerkte, daß ich es richtig machte.

Als wir aufbrachen, gaben uns die Schwarzen wie gewöhnlich das Geleit bis zu der Barke. Unsere Ruderknechte waren diesmal Herrn Ungemachs Maschinisten, ein indisches Brüderpaar mit den weichen Zügen und feuchten, schmachtenden Augen dieses Volkes. Sie trugen uns zu Ehren ihre besten weißen Anzüge und golddurchwirkte Kappchen auf dem dichten dunklen Haar. Die beiden schwarzen Diener, die uns Herr Dr. Peters als Eskorte mitgegeben, bildeten in ihren hellblauen Livreen mit Silberverschmürungen zu jenen den vollendetsten Gegensatz. Ich lenkte das Steuer und fand, daß die weiße Barke mit der roten Sultansflagge und dieser schmucken Bemannung einen sehr hübschen Anblick bot.

In der Mchinga-Bai, wo wir am folgenden Tage anterten, fragte Dr. Peters, ob es mich nicht interessieren würde, einmal der Zeremonie beizuwohnen, mit der seine Einführung in diesen Hafentorten verbunden zu sein pflege. Ich besahe dies natürlich und kletterte schleunigst die schwankende Schiffstreppe hinab, um unsere Herren über die hochgehenden Wogen ans Ufer zu begleiten. Der Himmel war mit schwerem Gewölk umzogen, und die Landschaft erschien faßl und düster. Geleitet von dem arabischen Offizier der Barawa begaben wir uns ungesäumt nach dem Hause des Wali. Zu beschaulichen Reflexionen und Unterhaltungen mit den Eingeborenen kommt es freilich nicht, wenn Dr. Peters persönlich führt. Diesem genialen Manne scheint es Natur zu sein, im kleinen wie im großen rastlos vorwärts zu eilen, ohne Rücksicht auf das, was rechts und links vom Wege sich bieten mag; dem Ziele nachjagend unverrückt. Ich habe dies oft zu beobachten Gelegenheit gehabt.

Der Wali von Mchinga, ein ehrwürdiger Greis mit langem, weißen Barte und edlen Zügen, empfing uns mit den üblichen Begrüßungsformeln und ließ zwei Kitanden bringen, auf die wir uns ernsthaft niedersetzten. Dann begann das Pourparler. Dr. Peters, dessen wie aus Stein gemeißeltes Gesicht bei derartigen Gelegenheiten nie die leiseste Bewegung zeigt, wandte sich in deutscher Sprache mit ungefähr folgenden Worten an Baron St. Paul: „Unser Freund, der Sultan Bargasch ben Saïd, will uns laut Vertrag seine Rechte und Befugnisse in diesem Hafen überlassen. Du wirst in Zukunft also mir und meinen Beamten zu gehorchen haben.“

(Schluß folgt.)

der guten Gesellschaft gewähren, so erscheint mir die Sache wirklich bedenklich. Wie ich Busstedt tagiere, wird er mit Anna wohl jährlich eine Summe von zehn- bis zwölftausend Mark mindestens gebrauchen, und ich muß doch auch rechnen."

"Busstedt ist Freiherr!"

"Wenn ich die Ausgaben für einen Haushalt, wie der dieses jungen Paares sein wird, auch noch tragen soll, so wird das Ausgaben-Konto ein bißchen stark belastet. Ich will nichts gegen Busstedt sagen. Sicherlich liebt er Anna, aber ich würde mich sehr wundern, wenn er bei dieser Partie nicht auch die materielle Seite ins Auge gefaßt hätte. Er macht mir den Eindruck eines überlegenden, um nicht zu sagen kaltgründigen Herrn. Ich möchte nicht, daß er sich enttäuscht fände. Wieviel Zuschuß würde er denn wohl deiner Meinung nach beanspruchen?"

"Busstedt ist Freiherr," erwiderte seine Gattin als einzige Antwort.

"Nun meinetwegen, Busstedt ist Freiherr!" rief der Alte ärgerlich, "aber wenn dieser Freiherr nun erwartet, daß ich ihm jährlich zwanzigtausend Mark ins Portemonnaie stecke?"

"So steckst du sie ihm eben hinein, Schottmüller," entgegnete seine Gattin.

"Ich werde mich wohl hüten," rief er, und schlug mit der Faust auf den Tisch.

"Bittet!" sagte sie gedehnt und rückte zur Seite. "Es ist wirklich traurig," setzte sie nach einer kleinen Pause hinzu, "wenn man sieht, daß alle zarten Empfindungen im ordinären Geschäftsleben zu Grunde gehen."

"Helene, mache mich nicht böse," rief er, "du darfst mir nicht vorwerfen, daß ich kein Herz für die Kinder hätte. Du darfst mich nicht als einen verhärteten Geldsack hinstellen, das ist unrecht von dir. Gerade mit Annas Zukunft habe ich mich oft in Gedanken beschäftigt, und ich kann dir auch sagen, welche Pläne ich mit dem Kinde hatte, und warum mich diese Idee, die man mir verheimlicht hat, so unangenehm überraschte."

"Da bin ich wirklich sehr neugierig," sagte sie.

"Meine Idee war, daß Anna sich mit einem tüchtigen Geschäftsmann verheiraten sollte, damit doch wenigstens ein Schwiegerjohn im Hause wäre, der Besitz und Zukunft repräsentierte. Ja, es war mein liebste Gedanke, daß Friedrich demnächst, wenn ich nicht mehr sein werde, einen Freund und Beistand und Bruder zur Seite hätte, weil er selber doch vorläufig durchaus noch nicht das Zeug dazu zeigt, ein so großes Geschäft allein zu leiten. Mein alter Freund Niedermeyer . . ."

"Niedermeyer!" rief seine Frau entsetzt.

"Allerdings! Niedermeyer, ein alter Freund und Kollege, und ein so tüchtiger Geschäftsmann wie ihn der deutsche Buchhandel nur aufzuweisen hat, sprach mir vor längerer Zeit einmal davon, daß sein Sohn Karl sich für Anna interessiere, und gab mir einen Wink, den ich seitdem oft überlegt und für praktisch gehalten habe. Karl Niedermeyer . . ."

"Karl Niedermeyer!" rief die Dame. "Ein Mensch, der im offenen Baden steht!"

"Ein Mensch, der seine Viertelmillion Mark ins Geschäft bringen würde, während mir die Freiherrn das Geld daraus herauspressen!" rief der Alte heftig.

Seit sehr langer Zeit hatte der Geh. Kommerzienrat nicht so leidenschaftlich gesprochen, und er war selbst über den Ton seiner Stimme erschrocken. Noch mehr aber erschrak er über die Wirkung seiner Worte auf seine Gattin. Die Dame bewegte heftig den Kopf und die Hände, öffnete mehrere Male die Lippen, wie um etwas zu entgegnen, sagte aber vorläufig nichts, sondern brach zunächst in ein krampfhaftes Lachen, dann aber in ein ebenso krampfhaftes Schluchzen aus.

"Also so steht es!" rief sie endlich, ohne auf die beruhigenden Worte ihres Gatten zu hören. "Du kannst es nicht! Deine Mittel sind erschöpft! Das Geschäft steht schlecht. Du mußt versuchen, einen reichen Schwiegerjohn zu bekommen, der das Geschäft stützt. Du bist in Verlegenheit, vielleicht

nahe dem Bankrott! Vielleicht bist du schon bankrott! Du, so laß uns doch wieder klein werden! Laß uns sehen, was noch zu retten ist! Verkaufe das Haus, laß uns in die Stadt ziehen! Verkaufe die Equipage! Verkaufe meinen Schmuck! Hier! Hier!" Und sie nestelte an ihrer Uhrkette und an ihrer Brosche, um sie abzuweifen.

"Aber Helene! Aber liebste Helene! Aber beste Frau!" sagte der alte Herr einmal über das andere. "So besinne dich doch nur! So fasse dich doch nur! So übertreib doch nicht so fürchtbar! So beruhige dich doch nur!"

"Was gibt es da zu beruhigen? Was gibt es da zu fassen?" rief sie. "Du hast es ja ganz klar ausgesprochen. Wir haben nicht mehr die Mittel, unsere Tochter nach ihrer Neigung heiraten zu lassen. Wir müssen suchen, ein Geschäft aus ihrem Glücke zu machen. Ich bin ja bereit. Du siehst es ja. Ich bin ja zu allem bereit."

Der alte Herr ergriff, als sie fortfuhr so zu reden und dabei mit den Händen umherzufahren; das einzige Mittel, welches er bei früheren Anlässen ähnlicher Art wirksam gefunden hatte. Er schieg und ließ den Strom vorüberrauschen. Als aber seine Gattin endlich das Taschentuch an die Augen drückte und sich schweigend ihrem Kummer überließ, sagte er: "Wenn du einer vernünftigen Überlegung zugänglich sein willst, so möchte ich dir folgendes vorhalten: es wäre klüger gewesen, mich zu befragen, bevor Annas Verlobung proklamiert wurde. Die Einwilligung des Vaters ist doch kein Ding, über das man so ohne weiteres hinweggeht. Ebenso scheint es mir mit Busstedts Eltern zu sein. Daß wir Karten umherschicken, ehe der Vater des Leutnants . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Eine unblutige Eroberungsfahrt an der ostafrikanischen Küste.

Briefe von Frieda Frein von Wilow.

(Schluß.)

Baron St. Paul übertrug diese Rede in gutes Suaheli und der Schiffsoffizier des Sultans wieder ins Arabische. Der alte Herr folgte den Sprechenden mit aufmerksamen Blicken, die großen Augen unter den geschwungenen Brauen nahmen mehr und mehr den Ausdruck der Angst an. Er ließ den Araber seine Rede zu Ende halten; sie nahm, verzerrt durch die üblichen Redebüchsen, mindestens dreimal die Zeit des deutschen Wortlautes in Anspruch. Dann sagte der ehrwürdige Alte: "Ich habe gehört; hast du ausgerebet?" Er sagte dies in Suaheli, so daß ich es verstand, und der Offizier antwortete: "Ich habe ausgerebet." Nun begann der Alte: "Sage deinem Herrn, ich sei der Mann des Sejid, nicht sein Sklave. Die Freunde des Sejid seien aber auch meine Freunde, und ich werde ihre Worte ebenso hoch halten wie die des Sejid. Ich werde von nun an Dr. Peters und seinen Leuten gehorchen."

Dies ist es, was ich aus der Schlußübersetzung des Baron von St. Paul heraushörte. Dr. Peters ließ ihm versichern, er sei ein Freund aller Araber, also auch der seinige. Er würde ihn demnach in keiner Weise schädigen, oder sich Rechte nehmen, die ihm nicht zukämen. Er sei weit davon entfernt, in ihm, dem Wali, einen Sklaven zu sehen, mit dessen Eigentum man nach Belieben schalten könne, vielmehr achte er in ihm einen treuen Beamten des Sultans, seines Freundes, und er hoffe nur, daß der Wali in Zukunft ihm und den deutschen Herren ebenso redlich dienen werde, wie er es dem Sejid Bargasch ben Saib gegenüber gethan habe."

Der Alte sah tief ergriffen aus. Das Neue der Situation schien ihm in der That zu überwältigen. Ihm mochte wohl in ahnender Seele dämmern, daß der Halbmond vor diesem kräftig auffammenden neuen Gestirn erbleichen müsse, daß die gewalttätige Araberherrschaft am längsten diese sonnige Küste unklammert habe! Indessen erneuerte er die Versicherungen seiner gänzlichen Unterwürfigkeit, war auch sofort bereit, der Aufforderung des Herrn Dr. Peters, uns das umliegende

Ackerland zu zeigen, Folge zu leisten. Wir erhoben uns also und zogen, von dem Wali geleitet und von seinen Leuten gefolgt, in großer Prozession nach den Feldern. Die freundlichen Schwarzen waren wieder befeuert, mir die schönsten Blumen abzupflücken, während wir im Geschwindschritt eine Niederung am Fuße bewaldeter Hügel durchwanderten. Die Herren ließen an verschiedenen Punkten Erde aufgraben und nahmen Proben mit. Diesen Vorgang umstanden die Schwarzen stets mit abergläubischer Schen. Dem alten Wali traten Thränen in die Augen und Dr. Peters fühlte sich veranlaßt, ihm wieder und wieder zu versichern, falls er Veranlassung haben werde, sich hier anzubauen, werde er kein Stückchen Land kaufen, das der betreffende Eigentümer nicht abzutreten willig sei. Herr Flemming untersuchte wieder die Qualität der in zahlreichen Büschen wild wachsenden Baumwolle, die sich wie feine weiße Watte aus den abgewelkten Blüten ziehen ließ. Dabei fiel ein feiner Regen. Als wir jedoch zum Teil recht ermüdet an den Strand zurückkehrten, hatten sich die Wolken zerteilt, und die sinkende Sonne zauberte Farben von ganz eigentümlicher Schönheit an den westlichen Himmel, über welchem in seinem stillen und reinen Glanze der Abendstern erschien. Eine ganze Weile standen wir, im Anschauen versunken, schweigend am Strande, während das von der Barawa für uns ausgefandte Boot sich mühsam durch die Sturzwellen der Brandung arbeitete. Auf den Schultern der Schwarzen gelangten wir endlich in das schwanke Fahrzeug, und es dunkelte stark, als wir die Schiffstreppe hinaufstiegen.

Am folgenden Tage gelangten wir in den mit Spannung erwarteten, vielgerühmten Hafen von Lindi. Die Formen der Klippe und der waldigen Berge rings um die tief einschneidende Bucht bieten allerdings ein Landschaftsbild von ganz idealer Schönheit. Es fehlt nur das „Gebild von Menschenhand.“ Dem Menschen hat es Gott gegeben, der schönen Erde den Stempel seines Geistes aufzudrücken, das kommt mir in diesen afrikanischen Landschaften immer aufs neue zum Bewußtsein. Sie tragen Reichtum und blühendes Leben in sich verschlossen und scheinen erwartungsvoll dem Herrn entgegenzusehen, dem der Schöpfer die Macht gab, solche edle Reime aus dem langen, langen Schlimmer zu erwecken.

In die Bucht mündet ein breiter Fluß, der Lindi oder Mfale, der zahlreiche Arme in die Wildnis an seinen Ufern entsendet und in schön gewundener Linie eine Reihe waldiger Bergkuppen durchbricht. Man erinnerte an den Rhein zwischen Bonn und Koblenz, an das Siebengebirge. Aber es fehlen eben die Städte und Burgen, die Kirchein und freundlichen Villen. Hier herrscht noch die Einsamkeit. Weißköpfige Flußadler sitzen auf den knorrigen Strümpfen am Ufer und der gellende Schrei eines wilden Affen tönt von Zeit zu Zeit durch die Wildnis.

Der Wali von Lindi, ein Greis mit blauen Augen und Spitzbubengesicht, bewohnt die Ruine eines portugiesischen Forts. Ein Kanonenrohr aus alter Zeit steht dräunend vor dem Portale aufgeschlänzt. Der Salon des Alten in den halbverfallenen Bogenhallen schien mir direkt in einen der mittelalterlichen Romane Walter Scotts zu gehören. Kostbare Waffen schmückten die Wände. Auf den Gesimsen der Wandpfeiler lag der Koran und der sonstige Bücherchatz des Hausherrn. Auf der Erde hockten junge Askaris, Soldaten des Sultans, mäterlich gekleidet, reich bewaffnet und von edlem Gesichtsschnitt. In der dunklen Halle, die durch Säulen und Bogen von dem luftigeren Haupttraume getrennt war, brannte ein Holzfeuerchen, um welches einige Schwarze beschäftigt waren. Der listig dreinschauende Wali ließ uns Kokosnüsse bringen, „Madafu“, deren Limonadenartigen Saft wir austranken, die Nüsse als Becher benutzend. Er ließ uns dann durch seinen jungen Sohn in dem weiten Gemäuer, das übrigens nichts Interessantes mehr bot, umherführen. Herr Dr. Kling, der während unserer Visite den Eingang zur Wali-Burg skizziert hatte, kaufte einem jungen Schwarzen eine wunderhübsche Lanze ab für eine halbe Ruyie (etwa 75 Pfennig). Auch ich machte bei unserer darauf folgenden Wanderung durch den Ort Lindi einen Einkauf.

Für einen Besa (etwa 2 Pfennig) erstand ich ein niedliches feingeflochtenes Täschchen, das ein Knabe an einem Bindfaden um den Hals trug, nicht als Talisman, wie ich glaubte, sondern als Kautabakdose. Ich werde es bei nächster Gelegenheit meiner Schwester nach Freiburg schicken, wo sie es, wenn sie will, als Portemonnaie gebrauchen kann.

Auf der dem Orte Lindi gegenüberliegenden Seite der Bucht gehen wir mit Vorliebe spazieren. Zeriffene Felsblöcke von den barocksten Formen, in die das Wasser Laufende von Rinnen und Becken gewaschen hat, bedecken den Strand. Unmittelbar dahinter steigt der bewaldete Hügel auf. Herr Dr. Kling skizzierte, und Bertha machte, während sie zwischen dem Gestein Müscheln suchte, zum erstenmal die Bekanntschaft einer Schlange, die sich indessen, in ihrem Felsloche in Gesellschaft kleiner Eidechsen liegend, ganz passiv verhielt. Unter dessen Klommen Baron St. Paul und ich, begleitet von Mbaruku, den Hügel hinan. Wir arbeiteten uns tapfer durch das Gestrüpp, den Spuren der Nilpferde nachgehend, die durch das manns hohe Gras ganz gangbare Pfade getrampelt hatten. Auch Raubtierspuren zeigte mir der Baron und Vöcher, die eine Hyäne gescharrt hatte. Wir kletterten in eine tiefe und enge Schlucht hinunter, durch welche, den wilden Gesteinmassen nach, zur Regenzeit ein starkes Wasser in Kasbadeu stürzen muß. Hier herrschte erquickende Kühle und tiefer Waldesdämmerung. Die Schlucht war von uralten Bäumen und Schlingpflanzen völlig überdacht. Mbaruku im langen Paletot, der stets den photographischen Apparat hinter seinem Herrn herträgt, mußte denselben aufstellen, und Baron St. Paul versuchte zu photographieren. Aber es fehlte an Licht und war ein gar zu wildes Durcheinander von Laubwerk und Gestein. Mbaruku entstammt dem Inneren. Als Baron St. Paul seine Station Madimula verließ, ließ ihm dieser Schwarze nebst einem Duzend seiner Stammesgenossen nach Bagamioho nach, und sie stellten ihn an, sie in seinen Diensten zu behalten. „Duana St. Paul“ gilt bei den Schwarzen als ein „sehr guter Herr.“ Auch unter den Deutschen hier ist er rühmlichst bekannt durch seinen unverwundlichen Humor und seine unerschütterliche Gemütsruhe. Mbaruku folgt ihm wie ein treuer Hund, und sein grundhäßliches Angesicht strahlt beständig im Glanze höchster Glückseligkeit.

Wir versuchten in unserer Schlucht bergan weiter zu gehen, aber die Planen umklammerten uns, Dornen hielten sich in mein dünnes, weißes Kleid und Äste verbarrikadierten derart den Weg, daß wir an der anderen Wand wieder zum Tageslicht emporkletterten. Als wir aber den Gipfel des Berges erreichten, lagen Hafen und Flußthal als herrliches Panorama uns zu Füßen und belohnten für die Anstrengungen des Weges. Am Abend dieses Tages entdeckten wir während des gemeinsamen Spazierganges eine kräftige Quelle, die in einer dichten Wildnis von Papyrus gluckend und murmelnd zu Thale floss und ganz nahe dem Meere von den Landleuten in einer gemauerten Rinne gefaßt und in ein größeres Steinbassin geleitet worden war. Wir tranken aus Kokosnussschalen von dem Wasser und fanden es zwar sehr weich, aber rein von Geschmack. Schwarze Männer waren auf dem Rande des Bassins stehend mit Waschen ihrer Kleidungsstücke beschäftigt. Vor uns stand ein malerisches Steinhaus von hohen Palmen beschattet. Vom Meere trennte uns nur eine mit leuchtend grünem Gestrüpp bedeckte Lagune.

Wir hatten uns vorgenommen, dem Duell nachzugehen, und führten dies am Nachmittag des folgenden Tages aus. Auf schmalen Waldpfaden gingen wir bergan und gelangten an ein im Van begriffenes Dorf in einem Gaine prachtvoller uralter Kokospalmen. Die freundlichen Dorfbewohner brachten uns sogleich Ritanden heraus, dann wurde eine der Palmen erstiegen und wir erhielten, frisch vom Baume gepflückte Nüsse, die wir erst austranken, um uns nachher noch am saftigen Nusskerne zu regalisieren. Die Leute dieses Dorfes, dessen Häuser zum Teil noch als geschickt geflochtenes Gerüst standen, waren fleißig bei der Arbeit und unterbrachen diese nicht einmal, um uns anzugaffen. Ein Mann spinn Baumwolle.

Er ging dabei umher und drehte die Spindel, wie man es auf den Bildern der alten Griechen sieht. Andere schnitzten oder schälten Stäbe zum Hüttenbau, oder banden das lange strohartige Gras, das sie zum Dachdecken brauchen, in Garben.

Herr Dr. Peters hat in Begleitung Herrn Flemmings, der Diener und einiger Träger eine Expedition flussaufwärts gemacht zur Erforschung des Hinterlandes. Vorgestern sind die Herren in einer zu diesem Zweck gemieteten Dau den Mtale hinaufgesegelt. Mögen sie gesund und wohlbehalten wiederkommen! Baron St. Paul und Dr. Kling, die sich gern der Expedition angeschlossen hätten, durften aus Rücksicht auf ihre angegriffene Gesundheit es nicht wagen, sich den unvermeidlichen Strapazen einer derartigen Tour auszusetzen. Während gestern unsere Schiffsboote Trinkwasser an Bord fuhren, mietete Dr. Kling in Bindi eine Dau, und wir segelten bei vollem Winde die Flussmündung hinauf. Nachdem wir eine Stunde gefahren waren, landeten wir bei der am Flusse gelegenen schloßartigen Besitzung eines reichen Arabers. Dieser hat seinen Komplex von hübschen Steinhäusern mit einem undurchdringlichen Dornenwall umgeben auf den drei nicht durch den Fluß geschützten Seiten; an die Ecken dieses Walles hat er steinerne und mit Zinnen gekrönte Thürme gesetzt, theils rund, theils viereckig. Diese bilden die Thore. Vor dem Wohnhause befindet sich ein schöner sauberer Platz, eine Art Gartenterrasse, mit einzelnen schattenspendenden Bäumen besetzt. Unter diesen Bäumen steht eine überdachte Halle, zu welcher Treppentufen hinaufführen. Dort saß auf seiner Matte der Schloßherr mit gekreuzten Beinen. Vor ihm lag auf perlmuttereingelegtem Gestell ein großer Foltant in rotem Leder, der Poran. Neben sich auf der Matte hatte er einen kunstreich geschnitzten Kasten stehen mit Schreibvorrichtung; den Schlüssel dazu trug er an einer Kette um den Hals. Er schloß die Schatulle mehrmals auf, nahm zusammengefaltete Papiere heraus, die er auseinanderlegte, mit wichtiger Miene betrachtete und wieder an ihren Platz zurücklegte. Wahrscheinlich waren es Briefe, und der Bürgerherr wollte uns durch das Lesen derselben auf seine gelehrte Bildung aufmerksam machen. Wir wurden, wie üblich, mit Kokosnüssen bewirtet und in Garten und Feld umhergeführt. Eigentlich hatten wir gar nicht die Absicht gehabt, den alten Herrn zu besuchen, allein er kam, sobald wir landeten, uns an das Ufer entgegengeekelt und nötigte uns zu sich hinauf. Stattlich saß er aus unter seinen zahlreichen Kindern, Sklavinnen und Dienern stehend, mit langem weißen Gewande, gelblich-weißem wallenden Barte, buntem Turban und dem Herrscherstabe in der Hand — ein ostafrikanischer Vandalenmann. Seine vielen jugendlichen Söhne, deren braunen Gesichtern man es ansah, daß sie mütterlicherseits von Schwarzen stammten, trugen lange, sehr unsaubere weiße Hemden und rote Mützen, während die schwarzen Sklavensöhne nur mit blauen Leinentüchern bekleidet waren. Unsere Herren machten sich ein Vergnügen daraus, Pajas zwischen die Jugend zu werfen, was stets einen lustigen Tumult verursachte. Wir hatten uns indessen unsern guten Mundvorrat aus dem Schiffschen bringen lassen nebst einigen soliden Teppichen und hielten, gelagert unter schattigen Mangobäumen auf der Bergterrasse mit dem herrlichen Blicke auf Fluß und Berge, eine Mahlzeit, die ganz vortreflich mündete.

Unsere Rückfahrt dauerte, da wir des Windes wegen nicht segeln konnten, volle drei Stunden. Vier Schwarze aus Bindi ruderten, begleitet von rhythmischem Geheul ihrer originellen Wechselgesänge; alle drei Stunden hindurch plärrten sie ununterbrochen. Ich durste, wie gewöhnlich, steuern, saß oben auf dem Hinterrande der Dau und konnte mir einbilden, das schwerfällige Fahrzeug mit seinen vierzehn Zusassen allein zu regieren. Wir rannten allerdings einmal auf einen der heimtückisch lauerten Korallenselsen auf, kamen aber glücklich wieder davon los, ohne Schiffbruch gelitten zu haben. Schön war es, als bei einbrechender Nacht das Meerwasser am Kiel und unter den Rudern phosphoreszierte.

Nowumma-Bai, den 23. August 1887.

An Bord der Barawa.

Wir sind am Ziele unserer Fahrt angelangt. Rasch will ich meinem Berichte noch ein paar Zeilen hinzufügen, denn während das Schiff in Bewegung ist, kann ich nicht einmal lesen, geschweige denn schreiben. Morgen früh aber werden die Anker gelichtet, und wir fahren mit vollen Segeln direkt nach Dar-es-Salaam, ohne vorherigen Aufenthalt. Einen Tag nachdem Dr. Peters von seiner Bindi-Expedition zurückgekehrt, verließen wir diese reizende Bucht. Am Morgen unserer Abfahrt kam ein kranker Jüdier an Bord und bat uns, ihn zu heilen. In den Häfen, die wir nach Bindi anliefen, schien die Nachricht, daß wir Doktorkünste trieben, unserm Dampfer vorausgeekelt zu sein. Kaum hatte ich den Fuß ans Land gesetzt, so brachte man mir Patienten. Besonders lebhaft war der Andrang in dem schönen Hafensorte Mikindani, vor welchem wir vorgestern lagen. Man brachte kranke Kinder herbeigeschleppt, Männer mit schlimmen Fußwunden kamen gehinkt und getrocknet, ein älterer Araber wollte sogar sein Magenleiden los sein. Wir rieten nach besten Kräften, verordneten Waschungen und Abreibungen nach der Schwierigkeit und bestellten diejenigen, die untersucht und verbunden werden mußten, nach der Barawa. Da kam denn am anderen Morgen in aller Frühe eine ganze Bootsladung voll Patienten, so daß wir in dem kleinen Schiffsalon eine Art Klinik eröffneten, allerdings zum geringen Vergnügen unserer Herren. Bertha war dagegen so beglückt, wieder der gewohnten, ihr lieben Beschäftigung obwalten zu dürfen, daß sie es mir beinahe verargte, wenn ich den einen und anderen Kranken für mich in Anspruch nahm. Hoffentlich hilft den Leuten ihr Glaube. Unsere stets wiederholten Ermahnungen, etwas mehr der Reinlichkeit sich zu befeßigen, sind, fürchte ich, in den Wind geredet worden.

In demselben Orte Mikindani führten die Männer uns zu Ehren einen Schwerttanz auf, welcher von Gesang und Trommelschlag begleitet ward. Wir sahen eine Weile zu, dann machten wir den üblichen Rundgang zur Erforschung des Erdreichs. Das Fortsich befohlen selbstverständlich die Herren, insbesondere Dr. Peters, Herr Flemming und Baron St. Paul. Dr. Kling pflegt zu zeichnen, Bertha sammelt Blumen, um Sträußchen zu binden, mit denen sie das Schiff schmückt, und ich erfreue mich einfach an dem, was ich sehe oder höre. Die Landschaft um Mikindani gleicht einem tropisch gedachten Parke. Wir gingen auf angenehmen Pfaden fortwährend unter Palmen und reichbelaubten Mangobäumen. Das Unterholz bilden sorgfältig gepflanzte, zum Teil sogar mit Wache gebügte Nutzpflanzen: Bananen, Baumwollstauden, Zuckerrohr, Rizinus und andere, deren Namen ich nicht weiß.

Heute haben Dr. Peters und Baron St. Paul ein ziemlich gefährliches Wagesstück ausgeführt, nämlich die Einfahrt in die Nowumamündung „forciert.“ Der jähe Übergang von einer bedeutenden Meerestiefe unmittelbar vor der Flussmündung zu der sehr geringen Tiefe des Flusses, in welchem dort hohe Sandbänke lagern, verursacht, wie der African Pilot meldet, sehr gefährliche Brecher und dadurch eine Brandung, die einem Boote nur unter gewissen günstigen Bedingungen von Wind und Strömung die Durchfahrt möglich machen. Da wir das tragische Ende des armen Leutnant Gintter in der Zubereitung noch in frischer Erinnerung haben, sahen wir Zurückbleibenden unsere kühnen Helden nicht ohne ernste Besorgnis in den Morgen hinausfahren. Um so größer war die Befriedigung, als sie schon gegen ein Uhr nachmittags wohlbehalten und in bester Stimmung zurückkehrten. Sie hatten die gefährliche Brandung glücklich passiert und waren dann fünf Seemeilen landeinwärts gesegelt. Dabei hatten sie gegen hundert Stück Nilpferde getroffen und Dr. Peters hatte fünf erlegt. Baron St. Paul bedauerte nicht wenig, seine Büchse nicht mitgenommen zu haben.

geschwungen hatte, ward er doch seiner persönlichen Eigenschaften wegen von diesen noch gern als Kollege angesehen, und nachdem sie ihm Herrn Vizaks große Ideen mitgeteilt hatten, luden sie ihn zu dem Vereinsfeste ein, das nach Ostern stattfinden sollte. Petersen nahm die Einladung an und begab sich darauf in das Kontor des Prinzipals. Die Gehilfen und Lehrlinge aber nahmen ihre Arbeit wieder auf, und der Auf der vergleichenden Rechner, das Kraken emsigere Federn erschallte von neuem.

Petersen hatte in seinem früheren Lehrherrn einen wahren Freund gefunden, und oft, wenn Geschäftsorgen ihn drückten, suchte er diesen Mann auf, dessen ruhiges, sicheres Wesen ihm selbst Beruhigung einflößte. Herr Scheffer erschien ihm als das Vorbild des gebiegenes Geschäftsmannes, als ein Buchhändler von gesundem Urteile, feinem Blicke, großer Thätigkeit und vor allem von lauterer Gesinnung. Sein Name stellte nicht eigentlich ein „großes Haus“ dar; mit den berühmten Namen des Buchhandels konnte er sich nicht vergleichen. Das Geschäft hatte sich in bestimmten Grenzen gehalten, da Herr Scheffer den großen Spekulationen abhold war. Er war ein Mann, der nicht allein Geschäfte treiben, sondern auch leben wollte, leben in seiner Art, das heißt, mit Bewußtsein die geistigen Güter genießen, welche sein Beruf ihm bot. Er stand in allgemeiner Achtung, und man gab ihm mit Vorliebe junge Leute zu ihrer Ausbildung ins Geschäft. Er galt dafür, eine besondere Fähigkeit des Erziehens zu besitzen.

Nicht mit leichtem Herzen ging Petersen heute zu ihm. Die Geschäfte der Firma, welche er vertrat, standen nicht gut. Petersen sah voraus, daß die Abrechnung des letzten Jahres sehr ungünstig ausfallen würde. Trotz aller Anstrengungen, die er selbst gemacht hatte, war es ihm noch nicht gelungen, neuen Schwung in das Geschäft zu bringen.

„Der gute alte Schottnüller,“ sagte Herr Scheffer, mit dem Petersen die Schwierigkeiten seiner Lage besprach, um den Rat eines erprobten und zuverlässigen Freundes einzuholen, „der gute alte Schottnüller! Es sollte mir leid thuen, wenn er noch trübe Erfahrungen zu machen bestimmt wäre. Aber ein gewisses Geschick liegt über den Firmen wie über den Menschen, und wenn es einmal abwärts gehen soll, so hilft die größte Klugheit nicht. Ich will damit nicht sagen, daß es mit Schottnüller schon so stünde, und ich denke, mein lieber Petersen, Sie sind der rechte Mann dazu, die Pärre wieder herauszubringen. Freilich, es ist eine eigene Erscheinung mit den Zeitströmungen, und ich muß oft an ein Wort denken, das mir einmal ein alter Geschäftsfreund sagte: unsere Väter hatten Geld und lebten wie arme Leute — wir haben kein Geld und leben wie Reiche.“

„Denken Sie wirklich, daß sich das so verhält?“ fragte Petersen nachdenklich.

„Nun, es ist schwer, sich eine klare Vorstellung von so großen und allgemeinen Verhältnissen zu machen und die Gründe recht zu erkennen,“ antwortete Scheffer. „Aber ist es nicht auffallend, wie sehr sich die Lebensweise, wie sehr sich die Bedürfnisse in den letzten fünfzig — oder sagen wir nur dreißig — Jahren gesteigert haben? Sehen Sie nur einmal den Buchhandel an. Ich sehe es noch deutlich vor mir, wie wir zu Weihnachten den Robinson Crusoe geschenkt erhielten. Es war ein Ereignis. Ich mochte damals so etwa zwölf oder dreizehn Jahre alt sein. Wir waren in guten Verhältnissen, ein solches wohlhabendes Bürgerhaus nach altem Schitte. Ja, wie hätten wir damals gestaunt, wenn wir die heutigen Jugendbücher gesehen hätten! Jetzt ist es ja eine Flut von Büchern, die so schön gedruckt und illustriert sind, daß schon ein einziges davon in meiner Jugend ein Prachtwerk gewesen sein würde. Wir waren bescheidener. Ein einziges unscheinbares Buch war damals von derselben Bedeutung wie heute zehn viel schöner ausgestattete Bücher. Man lief damals den Robinson von Haus zu Haus, und der Besitzer wurde beneidet. Ja, welche Unmasse von Büchern gibt es jetzt überhaupt im Vergleich zu der Zeit, wo ich noch Lehrling war! Und so ist es auf allen Gebieten. Wie ist es mit der Ausstattung der

Zimmer, wie ist es mit den Häusern überhaupt! Meiner Eltern Haus hatte einen Flur und im oberen Stocke einen Vorplatz, auf denen man mit einem Bierspanner hätte wenden können, aber die Zimmer waren niedrig, hatten kleine braune Kachelöfen, wo beständig nachgeheizt werden mußte, und waren so simpel möbliert, wie jetzt ungefähr die Wohnungen der Handwerker. Eine Kommode von gelb lackiertem Holze, ein Glaskrant, worin das Porzellan und das Silber standen, ein hartes Sofa mit einem schwarzen Überzuge, der zugleich glatt und stachelig war, und ein ovaler Spiegel mit Goldrahmen, der schräg hing, so daß man sich darin vom Kopfe bis zu den Füßen in Verjüngung sah. Wir Jungen arbeiteten abends bei einem Talglöckchen, und es war steter Streit um die Lichtputze. Ich weiß noch, wie die alten Leute über sündlichen Hochmut und Frevelmut, über Feuergefahr und gefährliche Neuerungen sprachen, als die erste Petroleumlampe in der Welt erschien. Und die Kleider! Damals kaufte man einen soliden Stoff und trug ihn jahrelang. Jetzt kann eigentlich nur noch eine Künstlerin die Gewandungen unserer Damen anfertigen, so kompliziert und raffiniert ist die Mode. Und mit jeder neuen Jahreszeit muß eine elegante Dame doch eigentlich schon alles, was sie besitzt, wegwerfen oder ändern lassen. Und das Kleiden! Wer reißt denn heutzutage nicht? Haben wir nun etwa mehr Geld als unsere Eltern und Großeltern? Es ist schwer zu sagen. Die Staatsschulden haben sich in allen Ländern Europas seit der Zeit des Primkrieges ungefähr verdreifacht. Viele meinen, die fünf Milliarden, die Frankreich uns bezahlt hat, hätten uns reicher gemacht, andere meinen wieder, die Nation hätte an Kultur und damit an Wohlstand zugenommen, aber einige Leute sagen auch, wir befänden uns in einem krankhaften gesellschaftlichen Zustande und es werde über kurz oder lang eine Krise kommen, eine soziale Revolution, die unsern schönen Traum von Reichthum und Zivilisation grausam zunichte machen würde. Denn dieser Aufschwung, dieser Luxus, so sagen sie, finde nur bei den oberen Zehntausend statt, nur die oberste Kruste, eine ganz dünne Schicht, sei in Flor, die breite und tiefe Masse aber sei heute noch ebenso arm wie in früheren Zeiten und besinde sich in Gärung wie das Innere eines Vulkans.“

Als Petersen sich wieder entfernte, fand er das fleißige Korps der Gehilfen und Lehrlinge noch immer am Werke, und es hieß, daß die Arbeit heute wohl kaum vor Mitternacht beendet werden würde. Petersen wollte sich nicht aufhalten, doch Herr Vizak hatte ihn bemerkt und redete ihn an.

„Auf ein Wort, Herr Petersen, wenn Sie erlauben wollen,“ sagte er und führte ihn in die zweite Backstube, wo augenblicklich niemand anwesend war. „Sagen Sie doch, Herr Petersen, sind Sie nicht mit einem Schriftsteller namens Fitte befannt? Ich dünkte, er wohnte mit Ihnen in demselben Hause.“

„Allerdings, sogar auf derselben Etage. Haben Sie etwas an ihn auszurichten?“

„Sie wissen, daß wir eine Festschmückung planen,“ entgegnete Herr Vizak. „Das ehrenvolle Vertrauen meiner Kollegen und des Präsidiums des Vereins belastet mich mit einer schwierigen Aufgabe für diese Gelegenheit. Ich wünschte die Bekanntschaft des Herrn Fitte zu machen, weil er mir behilflich sein könnte. Hat er nicht nähere Beziehungen zum Theater? Ich hörte so etwas erzählen.“

„Sie haben ganz recht gehört. Herr Fitte ist, soviel ich weiß, mit allen Mitgliedern der Bühne auf vertrautem Fuße.“

„Ganz der Mann, den ich gebrauche,“ sagte Herr Vizak erfreut. „Bitte, Herr Petersen, haben Sie die große Gefälligkeit, mich ihm zu empfehlen und ihm zu sagen, daß ich nach der Ehre und dem Vergnügen seiner persönlichen Bekanntschaft Verlangen trage.“

Petersen versprach, die gewünschte Verbindung herzustellen, und lächelte im Fortgehen bei dem Gedanken, welcher Art die Werke und Thaten wohl sein möchten, die aus dem Zusammenwirken der Herren Vizak und Fitte eintreffen würden.